

Alex Sutter

Was heisst interkulturelle Arbeit heute?

Erschienen in: Saiten. St. Galler Kulturmagazin, Sept. 1999, S.4-6

Vor einer Generation noch war die „andere Kultur“ an der Haarlänge der Männer ablesbar. Damals sprach man von Subkultur, und meinte die freiwillige Absonderung von Minderheiten, die den Normen nicht entsprachen. Die interkulturelle Frage war dieselbe wie heute: Für wen ist was normal und was nicht normal? Wer wird von der herrschenden Normalität als „anders“ definiert und marginalisiert, und inwiefern begründen die an den Rand gedrängten ihre Stärke im kulturellen Anderssein?

Gegenwärtig wird jede Situation „interkulturell“ genannt, wo Menschen verschiedener Herkunft miteinander zu tun haben. Solche Situationen haben sich mit der zunehmenden Migration stark vermehrt. In den neunziger Jahren ist für interkulturelle Probleme in Westeuropa ein veritabler Dienstleistungsmarkt entstanden, wie schon vorher in den USA. Ich kann davon ein Liedchen singen, habe ich doch 1992 ein eigenes „Büro für interkulturelle Bildung“ gegründet. Damals hatte das Label noch etwas Frisches und Zukunftweisendes an sich. Man verband mit dem Begriff der Interkulturalität nicht nur die etwas biedere Vorstellung vom „Brücken bauen“ zwischen den Kulturen, sondern auch das dynamische Bild, im Zwischen-Raum etwas Neues, Niegewesenes entstehen zu lassen. Die Wertschätzung der *mélange*, *mixture* oder *métissage* hat das Konzept der Interkulturalität positiv abgehoben vom Konzept der Multikultur, welche eher mit dem trägen Eigensinn und der gleichgültigen Koexistenz der verschiedenen Kulturen assoziiert war.

In der Retrospektive überwiegt jedoch das Gemeinsame von Multikultur und Interkultur: Beide Konzepte stützen sich auf eine undurchschaute Vorstellung von Kultur. Ob jemand nun „zwischen“ den Kulturen steht, oder ob die Kulturen gleichrangig „nebeneinander“ stehen, in beiden Fällen sind die Kulturen als eigenständige Blöcke gedacht, die einander ausschliessen, so wie zwei Inseln einander ausschliessen.

Die neunziger Jahre waren auch das Jahrzehnt der Kritik an diesem Inselkonzept von Kultur. Darin tat sich dieselbe Disziplin besonders hervor, die Jahrzehnte zuvor durch einen besonders naiven und leichtfertigen Begriffsgebrauch den Kulturdiskurs erst in Schwung gebracht hatte, nämlich die Ethnologie. Sie ist in sich gegangen und hat durch feine Analysen ihren Grundbegriff der Kultur in alle Himmelsrichtungen zerstäubt. Ethnologinnen und Ethnologen hatten längst begriffen, dass alles Kultur ist, jede menschliche Bewegung, Wahrnehmung, Äusserung, Handlung. Und jetzt haben sie deutlich gemacht, dass die Normen und Werte, Symbolsysteme und Traditionen, welche die kulturellen Ausdrucksformen prägen, sich nur in Ausnahmefällen zu einem einheitlichen Block zusammenfügen, der einem bestimmten Kollektiv zugeordnet werden kann. Die kulturelle Wirklichkeit ist weniger übersichtlich: In ihr sind Überlappungen, wechselseitige Beeinflussungen, Abweichungen und Neuschöpfungen häufig bedeutsamer als die fixen Grenzziehungen.

Solche Erkenntnis steht im Widerspruch zum Alltagsbewusstsein mit seiner Tendenz, die eigene und die fremde Kultur scharf zu unterscheiden, und das heisst eben, via kulturelle Abgrenzung Blöcke zu bilden. Die Blöcke leben von der Phantasie, welche die augenfälligen Ähnlichkeiten zwischen unterschiedlichen kulturellen Formen ebenso ausblendet wie die inneren Abwandlungen und Ausdifferenzierungen vermeintlich gemeinsamer kultureller Formen.

Der Gegensatz zwischen dem „westlichen Individualismus“ und dem „asiatischen (oder auch afrikanischen) Gemeinschaftsbewusstsein“ ist ein Exempel für den Hang nach schematischen Abgrenzungen. Immer wieder wird behauptet, im Westen habe sich das Individuum aus den

Banden der Gemeinschaft als etwas Selbständiges herausgelöst, während in nicht-westlichen Gesellschaften das Individuum den Forderungen der Gemeinschaft untergeordnet sei. Unzählige ideologische Ergüsse und politische Traktate bauen auf dieser Entgegensetzung auf. Das Bedürfnis, die komplexen Wirklichkeiten mit einfachen Gegensatzpaaren zu entziffern, führt zu einer Trübung der Wahrnehmung. Denn bereits der oberflächliche Blick bemerkt, dass „Individualismus“ bei uns in vielfältigen Spielarten vorkommt, von der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit bis zum extremen materiellen Egoismus, von der Menschenrechtsidee bis zum selbstsüchtigen Machtmissbrauch. Und diese Spielarten sind keineswegs auf den „westlichen Kulturraum“ (was immer das ist) beschränkt, sie finden sich überall, wenn auch nicht immer in derselben Intensität und Akzeptanz. Dasselbe gilt vom Gegenstück des „Gemeinschaftsbewusstseins“: Auch hier gibt es ein ganzes Spektrum von den Alltagsformen etwa der nachbarschaftlichen Solidarität bis hin zur totalitären Ideologie, die verlangt, dass die Individuen sich fraglos der Gemeinschaft opfern. Und auch die verschiedenen Spielarten des Gemeinschaftslebens kennen keine geographischen Schranken; sie finden sich im Westen wie im Süden oder im Osten.

Das Fazit aus der differenzierten Betrachtung ist einfach: Man muss in jeder menschlichen Situation von Neuem genau hinschauen: Welche Spielarten von Gemeinschaft und Individualität sind im vorliegenden Falle tatsächlich wirkende Kräfte? Dagegen ist die Zuordnung des Individualismus zum Westen und des Gemeinnsinns zum Rest der Welt schlicht ein grobes Vorurteil, das nicht nur keine Hilfe zur Beantwortung dieser Frage bietet, sondern den Blick auf die vielgestaltigen menschlichen Realitäten verstellt.

Weshalb hat aber die Vorstellung kulturell gleichartiger Kollektive eine so grosse Macht, dass sie vielen Köpfen die Augen zu verdrehen vermag? Die Antwort erscheint einfach: Politische Kollektive wie der Stamm oder die Nation brauchen den Mythos einer einheitlichen Kultur, um überhaupt so etwas wie kollektive Identitäten bilden zu können. Kulturelle Unterscheidungsmerkmale werden hervorgehoben, damit die je eigene Kontur eines Wir zum Vorschein kommt. Doch beim Hobeln kultureller Blöcke fallen Späne. Individuen, die gewissen Merkmalen nicht entsprechen, werden ausgegrenzt. Wenn einer unseren Dialekt nicht beherrscht, so gerät er unter den Verdacht der fremden Kultur. Wenn eine bei Sonnenschein ein Kopftuch trägt, so legt sich der Schatten der anderen Kultur über sie. Die Betonung von wenigen realen Unterschieden genügt gewöhnlich, um der Fiktion einheitlicher Kulturgemeinschaften ausreichend Nahrung zu geben. Das Motiv zur Halluzination einheitlicher Kulturen liegt in der sozialpsychologischen und politischen Dynamik der Abgrenzung von menschlichen Wir-Gruppen.

Gegen den Mythos der Kulturgemeinschaft hat Aufklärung einen schweren Stand. Versucht man, die fixe Polarisierung von eigener und fremder Kultur aus dem Denken herauszulösen, so sind die Widerstände enorm. Die Fiktion wirkt wie die Säule eines Denksystems, wie ein elementares Orientierungsschema. Daran zu rütteln ist eine Sisypusarbeit, solange man keinen Ersatz bieten kann.

Welche Konsequenzen hat die Demaskierung des Kulturmythos für das interkulturelle Geschäft? Es ist ein bisschen wie beim Tod Gottes: Die einen werden zynisch, die zweiten ignorieren die Erkenntnis, und die dritten versuchen, das beste daraus zu machen. Doch was ist in diesem Falle das beste, wo doch die Inseln, zwischen denen man vermitteln wollte, sich als Luftschlösser herausgestellt haben? Ist es nicht wirkungslos, die obige Geschichte der Desillusionierung immer wieder von neuem zu erzählen? Die PraktikerInnen, die auf dem Teppich stehen, werden sich damit nicht begnügen, denn ihnen brennen die Probleme unter den Nägeln. Sie sagen: Luftschloss hin oder her, Tatsache ist, dass die Migration zunimmt, und dass die Probleme zwischen MigrantInnen und Einheimischen zunehmen, und Tatsache ist auch, dass die Probleme oft einen kulturellen Ausgangspunkt haben. Die Anderen sind halt anders, sie sprechen eine andere Spra-

che, haben andere Umgangsformen und Rollenverteilungen zwischen den Geschlechtern, eine andere Symbolik, einen anderen Bezug zur Gewalt! Was sollen wir dazu sagen?

Hier würde die eigentliche, die desillusionierte interkulturelle Arbeit beginnen. Sie muss immer wieder von neuem zu Bewusstsein bringen, dass wir *alle* anders sind, dass das, was „wir“ den „anderen“ zuschreiben, schon in uns selbst begraben liegt (und umgekehrt). Dies bedeutet nicht, dass jede Wahrnehmung eines kulturellen Andersseins falsch sein muss. Falsch ist es aber in vielen Fällen, von einer Gruppenzugehörigkeit auf eine kulturelle Eigenschaft zu schliessen. Falsch ist es zum Beispiel, zu behaupten, SchweizerInnen seien grundsätzlich AnhängerInnen des Föderalismus. Richtig müsste es heissen: Der Föderalismus hat im politischen System der modernen Schweiz einen hohen Stellenwert, deshalb bekennen sich viele SchweizerInnen zu ihm. Ebenso falsch wäre es zu behaupten, die islamischen Gläubigen seien AnhängerInnen eines Gottesstaates. Richtig ist vielmehr, dass einige Strömungen im Islam die Idee der Untrennbarkeit von Staat und Religion zu einem politischen Programm gemacht haben. Und schliesslich wäre es ein Unsinn zu behaupten, dass die Balkanvölker mehr als andere dazu neigen, Konflikte mit Gewalt zu lösen. Eine solche Aussage, die ganzen Völkern eine „Kultur der Gewalt“ unterstellt, grenzt an Kulturrassismus, das heisst an eine systematische Verunglimpfung grosser Menschengruppen durch die Unterstellung eines kulturellen Stereotyps. Dagegen gibt es nur ein Rezept, nämlich grundsätzlich von der Beobachtung von Einzelfällen und der Analyse von Erfahrungen auszugehen und sich vor Verallgemeinerungen zu hüten.

Kultureller Rassismus ist ein ideologischer Motor für die Ausgrenzung von Minderheitengruppen. Interkulturelle Arbeit muss sich mit den politisch-strukturellen Fragen der Diskriminierung auseinandersetzen. Die aktuelle Fragestellung lautet: In welchem Verhältnis stehen verminderte gesellschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten der Mitglieder von bestimmten ethnischen Gruppen auf der einen Seite und die Fremd- bzw. Selbstzuschreibung von kulturellem Anderssein dieser Gruppen auf der anderen Seite? Oder konkreter: Ist es nicht ein Spiegel ihres prekären Aufenthaltsstatus, wenn den kosovo-albanischen Jugendlichen ein kulturell vorgegebener Hang zur Gewalt unterstellt wird?

Wer sich gegen die Diskriminierung von „kulturellen Minderheiten“ stellt, bezieht sich selbst auf den Rahmen einer universalen Ethik, nämlich auf das Bezugssystem der Menschenrechte. Diese spannen ein gemeinsames Dach auf, das es erlaubt, den kulturellen Pluralismus zu stärken, ohne dem Kulturfundamentalismus in die Hände zu spielen. In dieser Perspektive bedeutet interkulturelle Arbeit, in konkreten Situationen zu lernen, das gegenseitige Anderssein anzuerkennen und gleichzeitig anzuerkennen, dass das Akzeptieren des Andersseins dort seine Grenze hat, wo die Andere dem Gegenüber den Respekt versagt. In diesem Sinne muss die Anstrengung der interkulturellen Vermittlung von einer spezialisierten Dienstleistung zurückgeschraubt werden auf das zwischenmenschliche Einmaleins des gegenseitigen Respekts.